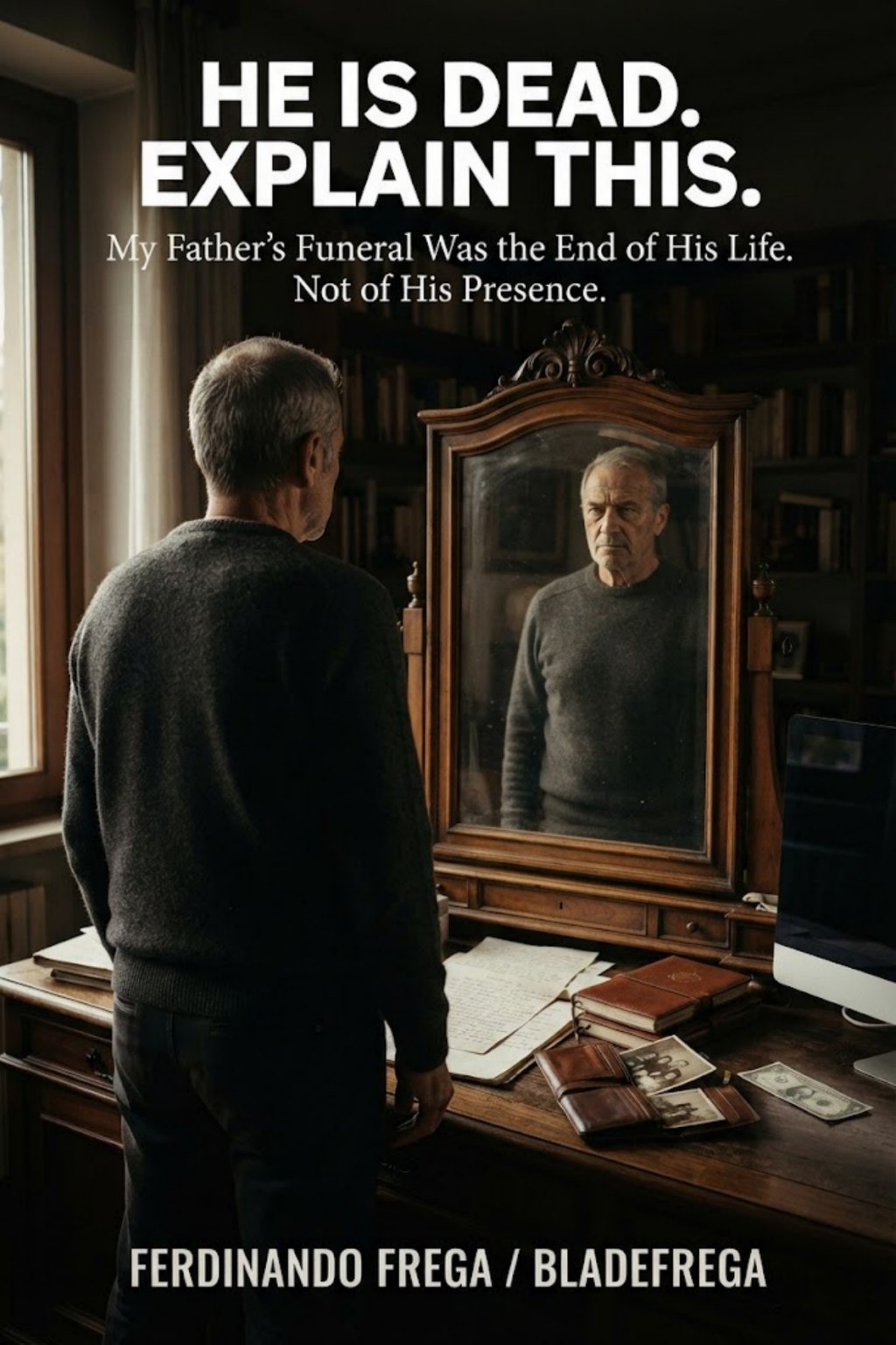
HE IS DEAD. EXPLAIN THIS.

My Father's Funeral Was the End of His Life.
Not of His Presence.



FERDINANDO FREGA / BLADEFREGA

ER IST TOT. ERKLÄR DAS.

Die Beerdigung meines Vaters war das Ende seines Lebens. Nicht seiner Gegenwart.

Mein Vater ist gestorben.

Das ist keine Theorie.

Es gab eine Beerdigung.

Es gab einen Sarg.

Es gab einen Friedhof.

Es gab Verwandte, die Hände schüttelten, leise sprachen und dieselben Sätze wiederholten, die Menschen seit Jahrhunderten wiederholen, wenn ihnen nichts Brauchbares mehr zu sagen bleibt.

Er war neunundsiebzig Jahre alt.

Ich war sechzig.

Die Mathematik des Todes war vollkommen klar.

Was danach geschah, war es nicht.

Ein Jahr lang verhielt ich mich, wie es jeder vernünftige Mann getan hätte.

Ich trauerte um ihn.

Ich erinnerte mich an ihn.

Er fehlte mir.

Manchmal sprach ich von ihm.

Meistens nicht.

Das Leben kam, wie ein geduldiger Gläubiger, jeden Morgen, um einzutreiben, was ihm zustand.

Rechnungen.

Arbeit.

Familie.

Pflichten.

Aus Tagen wurden Wochen.

Aus Wochen wurden Monate.

Dann änderte sich etwas.

Nicht plötzlich.

Nicht dramatisch.

Leise.

So wie Rost auf Eisen erscheint.

So wie die Morgendämmerung in ein Zimmer tritt.

So wie ein Sohn entdeckt, dass die Zeit ohne Erlaubnis an ihm gearbeitet hat.

Ich fing an, mittags ein Glas Wein zu trinken.

Das hatte mein Vater immer getan.

Ich entwickelte eine Obsession für Chilischoten.

Mein Vater liebte sie.

Ein hartnäckiger Husten stellte sich ein.

Derselbe lästige Husten, von dem er jahrelang so getan hatte, als hätte er ihn nicht.

Dann kamen die Witze.

Dieselbe trockene Ironie.

Dasselbe Timing.

Dieselbe Angewohnheit, vor der Pointe zu lächeln.

Eines Abends erblickte ich mich in einem Spiegel.

Einen Augenblick lang lachte ich.

Dann hörte ich auf.

Ich erkannte das Gesicht.

Aber den Mann erkannte ich nicht.

Besser als so kann ich dieses Gefühl nicht erklären:

Ich sah genau aus wie ich selbst.

Und doch schien dort ein anderer zu stehen.

Das war der Anfang.

Oder vielleicht hatte es viel früher angefangen, und ich hatte es bloß nicht bemerkt.

Etwa zur selben Zeit geschah noch etwas.

Am 9. Juni 2026 setzte ich mich an meinen Computer, um eine alte WordPress-Website zu verlängern.

Das war der Plan.

Eine einfache Verwaltungsaufgabe.

Eine dieser langweiligen Tätigkeiten, die Erwachsene verrichten, weil die Wirklichkeit darauf besteht zu existieren.

Stattdessen kaufte ich eine neue Domain.

Gillettenarrative.com.

Ich erfand einen Namen.

Dann begann ich, etwas zu bauen, worum mich niemand gebeten hatte.

Das Seltsame war nicht die Arbeit.

Das Seltsame war der Zweck.

Ich wollte nichts verkaufen.

Ich gründete kein Unternehmen.

Ich jagte keinen Investoren hinterher.

Ich suchte keine Anerkennung.

Ich verschenkte alles.

Je härter ich arbeitete, desto weniger vernünftig wurde es.

Zehn Stunden am Tag.

Zwölf.

Fünfzehn.

Zwanzig.

Hätte die Obsession ein Büro, ich wäre ihr Nachtschichtleiter geworden.

Trotzdem machte ich weiter.

Dann tat Bing etwas Unerwartetes.

Einer meiner Texte erschien bei einer Gillette-Suche an erster Stelle.

Meine Familie nannte es Glück.

Einen Zufall.

Ein Versehen.

Ich stimmte zu.

Kurz bevor ich es überprüfte.

Ich veröffentlichte eine weitere Arbeit.

Es geschah wieder.

Dann noch eine.

Wieder.

Irgendwann verlangte sogar der Zufall nach einer Erklärung.

Mein Schwager machte sich Sorgen wegen der Anwälte.

Ich machte mir Sorgen darum, zu verstehen, was da geschah.

Das sind zwei sehr verschiedene Sorgen.

Die eine fürchtet Folgen.

Die andere sucht Ursachen.

Mir waren Ursachen immer lieber.

Doch während ich Antworten nachjagte, mischte sich mein Körper ins Gespräch.

Erst eine entzündete Drüse.

Dann ein Zahnabszess.

Dann Rückenschmerzen.

Dann Schmerzen im Bein.

Ein Symptom nach dem anderen.

Nichts Katastrophales.

Nichts Dramatisches.

Gerade genug, damit ein Mann aufmerksam wird.

Eines Tages suchte ich im Keller nach einer alten Computermaus und fand ein Foto meiner Großmutter.

Der Mutter meines Vaters.

Ich hatte nicht nach ihr gesucht.

Und doch war sie da.

Wartend, in einer vergessenen Schachtel.

Ich steckte das Foto in meine Brieftasche.

Nicht, weil ich einen Grund gehabt hätte.

Sondern weil ich keinen Grund hatte, es nicht zu tun.

Später versuchte ich, meiner Frau einiges davon zu erklären.

Sie hörte aufmerksam zu.

Dann machte sie einen Termin bei einem Psychiater.

Ich hielt das für eine vollkommen vernünftige Reaktion.

In Wahrheit hätte ich wahrscheinlich dasselbe getan.

Denn inzwischen hatte eine Frage begonnen, meinen Kopf zu besetzen.

Eine gefährliche Frage.

Nicht, weil sie eine Antwort hatte.

Sondern weil sie keine hatte.

Was genau überlebt, wenn ein Mensch stirbt?

Nicht juristisch.

Nicht biologisch.

Nicht religiös.

Menschlich.

Eine Stimme?

Eine Gewohnheit?

Eine Erinnerung?

Eine Geste?

Eine Vorliebe für Wein?

Ein Lächeln?

Kann ein Vater verschwinden und doch gegenwärtig bleiben in der Architektur eines anderen Lebens?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, was geschehen ist.

Je mehr ich nach meinem Vater suchte, desto weniger fand ich ihn auf Friedhöfen.

Desto mehr fand ich ihn in mir selbst.

Irgendwann ließen die körperlichen Beschwerden nach.

Knoblauch.

Bohnen.

Reis.

Lange Spaziergänge.

Zeit.

Der Körper erholte sich.

Die Fragen blieben.

Eines Nachmittags verließ ich das Haus mit einem Dollar in der Tasche.

Ein Dollar war alles, was von den siebzig übrig war, mit denen ich den Rest des Monats hatte überstehen wollen.

Zum Glück war meine Speisekammer reicher als meine Brieftasche.

Reis.

Bohnen.

Zwiebeln.

Knoblauch.

Genug, um einen Mann am Leben zu halten.

Nicht genug, um irgendwen zu beeindrucken.

Auf der Straße begegnete ich zwei alten Männern.

Arm.

Würdevoll.

Unsichtbar, so wie alte Menschen es oft werden.

Sie baten nicht um Geld.

Sie baten nicht um Hilfe.

Sie waren einfach da.

Ich gab ihnen meinen letzten Dollar.

„Streitet euch nicht darum“, sagte ich.

„Wenn ihr ihn nicht ausgeben könnt, bringt er euch vielleicht Glück.“

Sie lachten.

Ich ging weiter.

Nach ein paar Metern rief mich einer von ihnen zurück.

„He, guter Mann.“

Ich drehte mich um.

Er lächelte.

Dann sagte er etwas, das ich nie vergessen habe.

„Alles, was gelebt wird, lässt sich aus einem einzigen Grund erzählen.

Weil es geschehen ist.“

Dann ging er davon.

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Die Menschen suchen oft nach Gott, wenn das Leben schwer wird.

Ich tue das selten.

Nicht, weil ich Ihn ablehne.

Sondern weil ich im Suchen nie besonders gut war.

Ich beobachte lieber.

Schaue zu.

Gebe acht.

Sehe mir genau die Dinge an, die die meisten abtun.

Einen Zufall.

Ein Foto.

Ein Lächeln.

Einen toten Vater, der in den Gewohnheiten seines lebenden Sohnes auftaucht.

Mein Vater ist gestorben.

Das weiß ich.

Die Beerdigung hat es bewiesen.

Der Sarg hat es bewiesen.

Der Friedhof hat es bewiesen.

Aber wenn der Tod auch sein Leben beendet hat, seine Gegenwart hat er nicht beendet.

Und wenn du anderer Meinung bist, ist das völlig in Ordnung.

Ich bitte dich nicht, mir zu glauben.

Ich stelle dir nur dieselbe Frage, die ich mir selbst gestellt habe.

Er ist tot.

Erklär das.

Ferdinando